

# Menschenbildung durch Sprachbildung

Autor(en): **Greyerz, O. von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **35 (1939)**

PDF erstellt am: **26.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-595191>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Menschenbildung durch Sprachbildung.

Von Prof. D. von Grenerz.

Vortrag, gehalten an der Jahresversammlung des Sprachvereins  
den 19. November 1939 in Zürich.

## I.

Durch die Sprache hat der Mensch sich über das Tier erhoben. Zwar hat auch das Tier, wenigstens das höherer Ordnung, eine Art Sprache, wenn man die Entladung heftiger Empfindungen durch die Stimme schon Sprache nennen will. Das stimmbegabte Tier hat den Notschrei des Hungers, des Schmerzes, des Hasses, der Brunst. Es sind unwillkürliche Reflexbewegungen, wie sie auch beim zivilisierten Menschen noch vorkommen. Die tierischen Naturlaute sind sich aber, soviel wir wissen, durch alle Zeiten gleich geblieben; niemals haben sie sich zu Wörtern oder gar zu Sätzen entwickelt. Das Tier ist denn auch unfähig, menschliche Rede aus Wörtern und Sätzen zu verstehen; es vermag im besten Falle ein oft gehörtes Wort in seinem praktischen Sinne zu deuten und den Willen oder wenigstens die Stimmung des Menschen aus dem Tonfall und der Stimmfärbung zu erraten. Nur wenige Tiere verwenden die Stimme auch zu Lock-, Warn- und Werberufen, wie etwa der Gemsböck, wenn seiner Herde Gefahr droht, oder die Amsel, wenn sie ihre Jungen vor der heranschleichenden Kaze warnen will. Einige Singvögel sind sogar dazu begabt, ähnlich dem singenden Menschen, mit ihrer Stimme auf lustvolle Art zu spielen und dabei zartere Gefühle in abwechselnder Form auszudrücken. Aber auch bei ihnen sind diese Naturlaute auf wenige Tonfolgen oder Melodien beschränkt.

Warum sind die Tiere auf dieser Stufe zurückgeblieben? Warum ist der Mensch über die tierischen Laute zur Sprache fortgeschritten?

Um das einigermaßen zu verstehen, dürfte man folgende Tatsachen und Vermutungen in Betracht ziehen:

1. Die menschlichen Sprechwerkzeuge sind feiner als die irgend-eines Tieres; Nervenetz und Muskelgewebe sind kunstvoller beschaffen und zur Hervorbringung von viel mehr Lauten befähigt als beim Tier. Es ist ähnlich mit den Gesichtsmuskeln und -nerven,

die dem Menschen ein viel reicheres Mienenspiel ermöglichen, als es beim Tier der Fall ist.

2. Der Mensch ist zur Nachahmung begabt, das Tier nicht, wenn wir etwa vom Papagei und der Spottdrossel als Ausnahmen absehen. Die menschliche Sprache beruht nun zum Teil auf Nachahmung von Tönen und Geräuschen. Beim wilden Urmenschen müssen wir auch den Notschrei als ursprünglich annehmen. Dann aber machte er den Fortschritt zur Nachahmung hörbarer Sinneswahrnehmungen. Es waren zuerst gewiß nur wurzelartige Urlaute ohne Zugehörigkeit zu einer grammatischen Wortklasse; erst später bildeten sich aus diesen Wurzeln Dingwörter, Zeitwörter usw. Nehmen wir als Beispiel das Wort „krach“, ursprünglich nur eine Schallnachahmung, dann aber, wie zum Beispiel schon im Althochdeutschen, ein Dingwort, so wie wir es heute brauchen in der Redensart „mit Ach und Krach“. Von dieser Stammsilbe „krach“ wurden im Lauf der Zeit gebildet: krachen, krächzen, Kracher, Krachen, unser schweizerdeutsches Chrache (Schlucht), die Verkleinerung chrächele, das Eigenschaftswort chrächelig usw. Oder „patsch“, ursprünglich ein Schallwort, das das Geräusch einer aufschlagenden flachen Hand bezeichnet, darum die Patschhand oder Patsche, das heißt die patschende Hand; aber auch der Schlag mit der Patsche kann so heißen und selbst die Lache oder Pfütze, in die einer mit seinen Füßen patscht. Von da aus verstehen wir auch den Sinn von Patsche als einer dummen Lage. Nun sind freilich manche Wörter, die wir für Schallnachahmungen halten möchten, erst durch Umwandlung lautmachend geworden: prasseln zum Beispiel, im Althochdeutschen noch brastôn, und schmettern, im Mittelhochdeutschen smetern, mitteldeutsch smaddern, haben erst in der neuhochdeutschen Lautform tonmalende Kraft gefunden.

3. Nachahmung beruht auf Beobachtung; auch diese unterscheidet den Menschen vom Tier. Das Tier beobachtet nur, soweit sein Leben, Vorteil, Nutzen es verlangt. Der Mensch hingegen, kein bloß triebhaftes, sondern „besonnenes Geschöpf“ (Herder) beobachtet auch unabhängig von seiner Not, Gier und Lust und gewinnt so Merkmale zur Namengebung. Er erfindet Laubilder, die mit dem Wesen einer Erscheinung verwandt sind, aus Urwörtern hervorgehende Namen für Dinge, Eigenschaften, Tätigkeiten usw. So nennt er die Schlange als die sich Schlingende, das heißt am Boden Kriechende, den Floh als den Fliehenden, weil immer Gejag-



ten, die Fliege als das fliegende Insekt. Blitz, ursprünglich Blick, eigentlich ein plötzlicher Schein, wird mit Hilfe der Ableitung blick-  
ezen zu einem höchst bezeichnenden Ausdruck für die Lichterschei-  
nung. So erobert sich der Mensch geistig seine Umwelt durch Wör-  
ter. So wird das stumpfe tierische Triebleben in die Zucht bestimm-  
ter Vorstellungen genommen und der Gefühlseindruck zum blei-  
benden Begriff geklärt.

4. Von großer Bedeutung ist die Fähigkeit des Menschen zu begrifflicher Uebertragung. Kraft seines Gedächtnisses sammelt er sich einen Wortschatz an, und kraft seines begrifflich ordnenden Verstandes unterscheidet er Wortgattungen. Aber nun fehlt noch ein wichtiges Glied in der sprachlichen Entwicklung. Nicht alle Er-  
scheinungen sind hörbar, viele sind nur sichtbar, greifbar, schmeck-  
bar usw. Wie gelingt es, solche Erscheinungen sprachlich zu bezeich-  
nen? Da muß man wissen, daß zwischen den Empfindungen der  
verschiedenen Sinne Berührungen bestehen und Angleichungen  
möglich sind. Der Urmensch, stellen wir uns vor, erlebte das meiste  
mit mehreren Sinnen zugleich; seine Empfindungen waren also  
gemischt, nicht reinlich geschieden. Etwas Ähnliches läßt sich auch  
noch bei uns beobachten; sind wir doch im Schweizerdeutschen  
außerstande, „schmöcke“ im Sinne von schmecken und im Sinne  
von riechen auseinanderzuhalten. Auf dieser Berührung verschie-  
dener Sinnesempfindungen untereinander beruht die Möglichkeit  
der Uebertragung. Dabei lassen sich verschiedene Fälle unterschei-  
den:

a) Gehörs- und Gesichtseindruck können miteinander verbun-  
den sein. Dann dient der Nachahmungslaut des Geräusches auch  
für die sichtbare Erscheinung: „plätzen“, ursprünglich sicher eine  
Geräuschnachahmung, die den Knall beim Zerbersten eines luftge-  
füllten Körpers wiedergeben sollte; dann aber auf die sichtbare Er-  
scheinung des Platzens oder Berstens übertragen. Ähnlich ist es  
mit „schwirren“: das Schwirren in der Luft kann von einem Ge-  
hörlosen gesehen und von einem Blinden gehört werden. Ähnlich  
ließe sich für „brodeln“, wohl auch für „sprudeln“, „sprühen“ nach-  
weisen, daß sie ursprünglich Geräuschwörter waren, aber mit Vor-  
stellungen aus andern Sinnesgebieten (Gesicht, Geruch, Geschmack)  
verbunden wurden. Wieder andere Wörter sind wohl Ausdruck  
von Haut- oder Tastempfindungen, die in sprachartikulatorisches  
Gefühl umgesetzt wurden: so ist zum Beispiel das „brrr!“, das wir

bei Kälteempfindung ausstoßen, ein Versuch, die Hautempfindung der Kälte ins Sprachartikulatorische Gefühl zu übertragen. Und so bezeichnen wohl auch „krabbeln“ und „kriecheln“ mit ihrem Anlaut kr eigentlich eine Hautempfindung, wie übrigens auch „kitzeln“, „stechen“ das Haut- oder Tastsgefühl hörbar machen.

b) Reine Gesichtsausdrücke werden oft durch einen Begriff aus einem andern Sinnesgebiete umschrieben. Dies ist der Fall bei der Benennung gewisser Farben. Die meisten Farbennamen sind für uns ein Rätsel, aber bei „grün“ wissen wir, daß das Wort aus einer indogermanischen Wurzel „gro“ stammt, die das Wachstum bedeutet. Im Althochdeutschen konnte das Wort „gruon“ sowohl grün sein wie wachsen bedeuten.. „Gruose“ bezeichnete im Mittelhochdeutschen „grüner Trieb“; also grün und Wachstum wirken in dem Wort zusammen. Hier könnte an ein Beispiel aus der Kindersprache erinnert werden. Ein kleines Mädchen, dem der Name „grün“ nicht einfiel, sagte dafür „bletterig“. Die Blätter sind alle grün, also ist bletterig soviel wie grün. Wir beziehen heute das Wort „hell“ vor allem auf Gesichtserscheinungen, obschon wir auch von einer hellen Stimme reden. Dieses hell stammt von „hallen“, ist also ursprünglich ein Schallwort, dann aber auf die Gesichtsempfindung übertragen. In „Zickzack“ sehen wir den Versuch, eine Gesichtserscheinung lautsymbolisch wiederzugeben: „Zick“ und „Zack“ mit ihrem Ablautspiel bezeichnen die im spitzen Winkel sich bewegende Linie, wobei der Wechsel von „i“ und „a“ die veränderte Richtung angeben soll.

c) Rätselhaft ist uns auch, wie der Mensch Namen fand für unsinnliche Begriffe, zum Beispiel Zahlen, Fürwörter, Verhältnißwörter usw. Dann und wann schöpfen wir eine Vermutung, zum Beispiel wenn wir feststellen, daß im Deutschen so viele Wörter mit hinweisendem Sinn ein „d“ als Anlaut haben: du, der, das, dieser, da, dort, dar, dann. Dieses anlautende „d“ erscheint uns dann wie ein hinweisender Finger.

d) Sehr verbreitet ist die Übertragung von Räumlichem auf Zeitliches. Als Beispiel diene uns das Wörtchen „da“, ursprünglich auf den Raum hinweisend: „Da ist er“, dann auf die Zeit: „Da sagte er“, dann auf eine Situation bezogen im Sinn von „unter diesen Umständen“: „Da läßt sich nichts machen“; endlich mit dem Sinn der Begründung: „Da er krank war, blieb er zu Hause.“ Die gleiche Reihenfolge der Uebertragung läßt sich bei „aus“ nachwei-



sen, zuerst auf den Raum bezogen: „Aus dem Haus“, dann auf die Zeit: „Aus alten Tagen“, dann auf Umstände und Lage: „Aus einer Verlegenheit“; endlich auf Ursache: „Aus Liebe“, „Aus Dummheit“. Durch solche Übertragungen von einem Begriffsgebiet auf das andere hat der Mensch die Fähigkeit entwickelt, das Sinnliche ins Geistige, das Wirkliche ins Bildliche umzudeuten. Fast alles in unserer heutigen Sprache ist irgendwie bildlich.

5. Die Sprache als Mitteilung ist beim Tier nur schwach, als Lock-, Werbe- und Mahnruf vorhanden. Der Mensch dagegen, als geselliges Wesen, braucht die Sprache als Verständigungsmittel, zum Gedankenaustausch im Zusammenleben. Der Mensch allein hat ein „Ich“ in seiner Sprache. Diesem „Ich“ stellt er das „Du“ und das „Wir“ und das „Ihr“ und das „Er“ gegenüber. Aus den Fürwörtern erwachsen dann die Endungen der Eigenschaftswörter. Aus der Unterscheidung des Geschlechts beim Menschen entsteht die Unterscheidung des Geschlechts in Ding-, Für- und Eigenschaftswörtern. Die Beziehungen zwischen Person und Person oder zwischen Person und Ding finden ihren Ausdruck in den Biegungsfällen und im Gebrauch der Vorwörter.

## II.

Wer die Sprache als schöpferische Tat des Menschengeistes erkennt, wird in jeder Sprache eine Riesenleistung durch Jahrhunderte hin sehen. Durch seine Sprachschöpfung ist der Mensch zum Menschen geworden und zur Vernunft gelangt. Die Ursprachen denken wir uns, wie beim Tier, als eine natürliche Schöpfung der Not und aufs engste verbunden mit Gebärden und Gesichtsausdruck, stets im Zusammenhang mit einem augenblicklichen Erlebnis. Durch seine höhern Anlagen aber: seine feineren und reicheren Sprechwerkzeuge, sein Beobachtungs- und Nachahmungsvermögen, seinen Trieb zur Geselligkeit, seine Fähigkeit, allgemeine Begriffe zu bilden, Zeitliches im Räumlichen, Geistiges im Sinnlichen zu veranschaulichen, in Bildern und Sinnbildern zu denken, Vergangenes und Zukünftiges zu bedenken, kurz: durch seine Geistigkeit hat er sich allmählich aus dem Tierischen erhoben und das Kunstwerk menschlicher Sprache vollendet.

„Der Mensch ist der erste Freigelassene der Natur“ (Herder). Das Tier ist auch in seiner Sprache Sklave des Instinkts geblieben; der Mensch hat seine Freiheit durch das göttliche Geschenk des Sprechkönnens erworben.

Für den heutigen Kulturmenschen, der sich im Besitz einer oder mehrerer Kultursprachen „gebildet“ fühlt, ist dieses Wunderwerk des Nachdenkens wert. Wir können uns schwer in die schöpferische Blütezeit einer Sprache zurückversetzen. Wir können uns schwer eine Menschheit denken, die ohne Schrift, ohne Grammatik, ohne Schulbildung all das geschaffen, was wir jetzt, als Erbteil von Jahrtausenden, in Wörterbüchern und systematischen Grammatiken studieren: den Wortschatz mit der Bildersprache und all den Redensarten, die dazu gehören, die Fallbiegung des Ding- und Eigenschaftswortes, die Abwandlung des Zeitwortes mit all seinen persönlichen Endungen, seinen Zeiten und Aussagearten, die Satzbildung vom einfachen Aussagesatz bis zur vielgliedrigen Periode. Im Gegensatz zu einer Kunstsprache, wie Esperanto oder Ido, diesen Verstandeskonstruktionen eines einzelnen, sind jene Sprachen gewachsen, von einer Gemeinschaft nach ihrem Charakter geprägt, im Wortschatz ein Spiegelbild der ihr vertrauten Welt der äußern Erscheinungen, der von ihr erlebten Geschichte, in der Lautform, dem Tonfall, der Betonung, in Bildern und Redensarten ein Abbild ihrer innern Welt. Wir müssen uns in eine Zeit zurückversetzen, wo man die Wortwurzeln noch im Gefühl hatte, den sinnlichen Grund der Bildersprache noch verstand, wo man im Gebrauch der Biegungsformen, der Zeiten und Aussagearten noch ungeschriebenen Gesetzen folgte, alle Überlieferung sich durch das Ohr vollzog, die Sprache wie altererbter Brauch und Sitte auf jedes neue Geschlecht überging.

Allein auf jede sprachliche Blütezeit, eine Zeit unbewußter Schöpferkraft, folgt, durch fortgesetzten gedankenlosen Gebrauch, eine Zeit der Entwertung und des Verfalls. Die natürliche Beredsamkeit nimmt ab, die Sprache wird entsinnlicht, entfesselt, mechanisiert, vermischt, verwässert, verfälscht. In jeder Sprache liegt ihrem Wesen nach, wie beim Menschen, der Keim ihres Untergangs. Diesen Untergang befördern noch Kulturererscheinungen:

1. Die Schrift und die Gewohnheit des Lesens verdrängen den lebendigen Laut durch den toten Buchstaben. „Unsere besten Gedanken verstummen in toten Zeichen“ (Herder). Der Buchdruck nötigt zu fester Norm, zu einer für alle verbindlichen Rechtschreibung. Nur die Mundarten entwickeln sich noch frei. Die Schriftsprache muß jetzt mühsam gelernt werden. Sie ist jetzt ein Gegenstand der Grammatik. Die Grammatik bildet zwar das Sprachge-



wissen, aber sie tötet das schöpferische Sprachgefühl. Sie stellt Regeln auf, und Verstöße gegen diese Regeln erzeugen in der Schule Fehler und schlechte Noten. Die ganze Aufmerksamkeit des Schülers ist jetzt auf das Vermeiden von Fehlern gerichtet. So entsteht eine Spannung zwischen der natürlichen Sprechlust und dem Gebrauch der Schriftsprache. Unser Volk, das gern und viel liest, scheut vor dem mündlichen Gebrauch der Schriftsprache zurück.

2. Eine andere, teils störende, teils fördernde Kulturerrscheinung ist die politisch-soziale Schichtung. Zu allen Zeiten gab die vorherrschende Gesellschaft, der Adel, gaben die Königs- und Fürstenhöfe das sprachliche Vorbild. Man strebte nach höfischer Sprache. Einen ungeheuren Einfluß auf den Sprachbesitz des ganzen Volkes übte seit der Reformation die deutsche Bibelsprache aus. Gleichzeitig und bis ins 18. Jahrhundert hinein farbte das Latein der Gelehrten auf das Bildungsdeutsch ab. Seit der zweiten Blütezeit der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert ist die Sprache der deutschen Klassiker vorbildlich geworden. Im 20. Jahrhundert drang die internationale Sprache der Wissenschaft und Technik durch Schule und Zeitung bis in die entfernteste Mundart hinein. Der Rückgang des Bauernstandes, des eigentlichen Nähr- und Pflanzbodens der Volkssprache, trug zur Verarmung des alten Wortschatzes und der reichen Bildersprache bei. Industrie und Technik, Verkehrs- und Sportwesen (etwa abgesehen vom Bergsport) entfremdeten den Menschen der Natur, banden ihn an die Maschine, richteten sein Denken auf äußern Erfolg und Geldgewinn. Die Heßjagd des modernen Erwerbslebens läßt selten besinnliche Ruhe, selten Vertiefung der Seele aufkommen. Die Triumphe der Technik machen den Menschen überheblich, zum Verächter des Staunens, der Ehrfurcht und der Andacht vor der Natur und ihren Rätseln. So geschieht es, daß jene tieferen Seelenkräfte, die einst an der Sprache mitgewirkt haben, ersticken und verstummen.

### III.

Ist eine Erneuerung der Menschheit möglich?

Diese Frage hat sich vor mehr als hundert Jahren schon Heinrich Pestalozzi gestellt. Und er hat nur e i n e Möglichkeit gesehen. In seiner Rede „An die Unschuld“ (1805) bezeichnet er sie mit klaren Worten: „Es ist für den sittlich, geistig und bürgerlich gesunkenen Weltteil keine Rettung möglich als durch Bildung der Menschlichkeit, als durch allgemeine Menschenbildung.“



Und Herder (im 9. Buch seiner „Ideen“) hat den Gedanken schon vorgreifend ergänzt: „Das sonderbare (wir würden heute sagen das vornehmste) Mittel zur Bildung der Menschen ist die Sprache.“ . . . „Gott hat den Menschen die Kunst gelehrt, Ideen in Töne zu prägen, Gestalten durch Laute zu bezeichnen und die Erde zu beherrschen durch das Wort seines Mundes. Von der Sprache also fängt seine Vernunft und seine Kultur an; denn nur durch die Sprache beherrscht er auch sich selbst und wird des Nachsinnens und Wählens mächtig . . . Die Waage des Guten und Bösen, des Wahren und Falschen hängt in ihm: er kann forschen, er soll wählen.“ Hier klingt eine Stelle aus Goethes „Grenzen der Menschheit“ an:

Nur allein der Mensch vermag das Unmögliche:  
Er unterscheidet, wählet und richtet,  
Er kann dem Augenblick Dauer verleihen.

Auf die Sprache angewendet: Der Mensch allein benennt die Dinge nach Merkmalen und allgemeinen Begriffen; die Wahrnehmung des Augenblicks bekommt durch das Wort Fortdauer und allgemeine Geltung. Er allein bestimmt den sittlichen Wert der Erscheinungen durch den Namen, den er ihnen gibt; er allein schafft durch die Sprache etwas Geistiges von Dauer, ein fortwirkendes Zeugnis seiner Vernunft.

Ist es aber denkbar, daß die Menschheit sich durch die Sprache erneuern lasse? Daß Sprachbildung zur Menschenbildung führe? Vor allem sei gesagt, daß es der Wege viele gibt, die zu höherer Menschenbildung leiten. Für Unzählige ist es die Religion, für andere die Versenkung in die Natur, die Kunst, die Wissenschaft, die Hingabe an gemeinnütziges Wirken, die Übung der Barmherzigkeit, das Glück der Frauenliebe, der innige Verkehr mit Kindern. Nicht jedem sind diese Glücksgüter vergönnt. Die Sprache dagegen ist Gemeingut aller Menschen, und hier, wo wir als Sprachverein versammelt sind, liegt es uns am nächsten, von der bildenden Kraft der Sprache zu reden. Aber können wir durch sie eine Erneuerung hoffen? Der heutige Zustand der Sprache bei den Kulturvölkern spricht dagegen. Die Jagd des Erwerbtlebens erlaubt den wenigsten eine Versenkung in die Wunder der Sprache, eine hingebende Pflege des sprachlichen Ausdrucks. Vielfach erniedrigt sie die Sprache zu einem bloßen Verständigungs-, Verkehrs-, Propagandamittel. Propaganda und Reklame, diese oft schamlose Selbstan-

preisung mit ihren Übertreibungen und Entstellungen der Wahrheit, übertönt das einfache, ehrliche Wort, verdrängt die zartere Sprache des edlen Gefühls. Überall stoßen wir auf leere Phrase, auf großmaulige Rhetorik und Lüge. Wir sind wieder bei dem Zustande angelangt, den Schiller in seinem „Spaziergang“ ergreifend schildert:

Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich  
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweicht,  
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;  
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.

So spiegelt sich der Verfall der Kultur im Verfall der Sprache. Sie ist nicht mehr Ausdruck der Wahrheit, sie dient als Blendmittel des Betrugs. Soll der Mensch wieder gesunden, so muß sein Wort wieder ernst genommen werden, die Verantwortung jedes Sprechenden für das, was er sagt, in sein Gewissen gepflanzt werden. Es ist eine Aufgabe für jedermann, denn was ist die Gemeinsprache anderes als die Gesamtheit aller Einzelsprachen? Alle Glieder der Sprachgemeinschaft machen die Sprache aus. Ihre Zukunft hängt davon ab, wie jeder sich zu ihr stellt, ob er gewillt ist,

ihre Würde und Reinheit wie die eigene zu wahren,  
sie nicht durch Verstellung, Lüge und Schwindel zu entehren,  
sie und damit sich selbst gegen wesensfremden Einfluß zu schützen.

Dazu muß der heutige Mensch von Kind auf erzogen werden. Es geht nicht ohne Nachdenken und Schulung, ohne Selbstprüfung und Selbstzucht. Pestalozzis Elementarschule der Menschheit muß wieder Lösung sein. Die Selbstachtung beginnt mit der Sprechschule im Elternhaus. Die Kinder müssen angehalten werden, deutlich, rein und wahr zu sprechen. Die Rücksichtnahme auf den Zuhörenden muß ihnen selbstverständliche Pflicht werden. Diese gesellschaftliche Anpassung an die Umgebung wird so ein Mittel sozialer Erziehung. In sprachlich gebildeter Gesellschaft, gleichgültig auf welcher Stufe, wo jeder sich für seine Sprache verantwortlich fühlt, verspürt man eine edlere Menschlichkeit. Ein roher, verwilderter Mensch, der in eine solche Gesellschaft gerät, wird befangen und empfindet schon aus der Sprache die Überlegenheit einer geistigeren Kultur. Er ist verblüfft: niemand schreit, flucht, schimpft oder murmelt unverständliche Sätze; jeder bemüht sich, in deutlicher Aussprache, in klarer, gut gefaßter Form Gehör und Verständnis zu finden. Trotz solcher Zucht ist die Sprache hier



Ausdruck der Wahrheit. Es braucht sich keiner zu verleugnen. Es gibt auch keinen noch so kühnen Gedanken, der sich nicht in bester Form sagen ließe. In solcher Gesellschaft bildet sich die Persönlichkeit. Was ist Persönlichkeit? Nichts anderes als ein Mensch, der dazu erzogen ist, im Verkehr mit den Menschen seiner Gesellschaft dem Gesetz seiner innern Stimme zu gehorchen und sich durch seine Sprache das Recht zu verschaffen, von den andern gehört zu werden. Denn wie einer spricht, noch mehr als was er sagt, verrät seine Bildung. Wie er sich selbst achtet, achtet er auf seine Sprache. Man hört es jedem an, wieviel er selber auf sein Wort gibt.

Wir Heutigen sind weit entfernt von einer wirklichen Sprachbildung. Das sollte in Haus und Schule erkannt werden. Beide sollten die doppelte Aufgabe verstehen: Pflege eines deutlichen, klaren und reinen Sprechens aus Rücksicht auf die Gesellschaft und Weckung eigenen Sprachgeistes und damit der Persönlichkeit. Das Kind, das von klein auf dazu angehalten wird, sich klar und wahr, anständig und treffend auszudrücken, sieht sich immer vor die Frage gestellt: „Was will ich eigentlich sagen?“ Durch diese Besinnung bekommt der Gedanke Klarheit, der Ausdruck Bestimmtheit, die Satzbildung Einfachheit. Es ist zugleich eine Erziehung zur Ehrlichkeit und Wahrheit. Man erlebt den tiefen Sinn von Christi Wort: „Nicht was zum Munde hineingeht, verunreinigt den Menschen, sondern was zum Munde herausgeht, das verunreinigt ihn.“ Wieviel Verstimmung, Arger, Streit und Unfrieden würden vermieden, wenn jeder seine Worte in Zucht nähme, wenn er dem alten Spruch Walthers von der Vogelweide folgte:

Hüetet iuwer jungen!  
Das zimt wol den jungen!  
Stoß den rigel für die tür,  
La kein boeses wort dar für! . . .  
Das zimt wol den jungen!

Und den Alten! Auch den höher Geschulten. Denn diese sind noch ganz anderen Versuchungen ausgesetzt als die Jugend. Eitelkeit und Mode, falscher Bildungsbegriff, Bildungsdünkel verleiten sie zu gekünsteltem Ausdruck, zu trügerischen Fremdwörtern, leeren Modewörtern, anschauungslosen Redensarten, verschrobenen Satzbildungen. Hier wäre die Volkssprache, unsere Mundart, die echte wenigstens, ein guter Führer. Wer in ihr wurzelfast und heimisch ist, besitzt den besten Schutz gegen all das falsche Gepränge.

Sprachliche Zucht in der Mundart ist aber auch Erziehung zu engerem Gemeinschafts- und Heimatsinn. Sprachliche Zucht in der deutschen Gemeinsprache ist Erziehung zum Weltverkehr und zur Anteilnahme an den Geistes-schätzen der deutschen Kultur. Es geht um eine unsichtbare Heimat, die einer mit seiner Sprache in die fernsten Länder mitnimmt, weil er sie in sich trägt. Wilhelm von Humboldt schreibt einmal an seine Freundin: „Die wahre Heimat ist eigentlich die Sprache. Sie bestimmt die Sehnsucht danach, und die Entfremdung vom Heimischen geht immer durch die Sprache am schnellsten und leichtesten, wenn auch am leisesten, vor sich.“ Und Herder sagt: „Hat wohl ein Volk etwas Lieberes als die Sprache seiner Väter? In ihr wohnt sein ganzer Gedankenreichtum an Tradition, Geschichte, Religion und Grundsätzen des Lebens, alles, sein Herz und seine Seele. Einem Volk seine Sprache nehmen oder herabwürdigen heißt ihm sein einziges unsterbliches Eigentum nehmen, das von Eltern auf Kinder fortgeht.“

Wie kann man einem die Sprache nehmen? Es braucht nicht Staatsgewalt, Sprachgesetzgebung, Fremdherrschaft, nicht einmal Entfernung vom Vaterland zu sein. Drinnen, in uns, ist die Gefahr. Der Feind sind wir selber, wenn wir dem Ererbten nicht Treue halten, es nicht aufs neue zu erwerben suchen. Es geht um die innere Sprache. Dazu noch einmal Herder: „Je mehr man diese innere Sprache eines Menschen stärket, leitet, bereichert, bildet, desto mehr leitet man seine Vernunft und macht das Göttliche in ihm lebendig, das Stäbe der Wahrheit braucht, um sich an ihnen wie aus dem Schlummer emporzurichten.“ An diesen Stäben richtet sich Herder sogar zur Gotteserkenntnis auf:

Allmächtiger, der Herz und Zunge band,  
Der einem schwachen Hauch, dem leeren Schall  
Gedanken, Herzensregung, Allmacht lieb,  
Zu tönen über ferne Zeiten hin;  
Der dem Gedanken Flügel gab und Kraft,  
Des Bruders Seele mit des Wortes Licht  
Zu überströmen, zu erquicken sie  
Mit süßer Tön' unsterblichem Gesang —  
Verborgner Gott! In deiner kleinsten Tafel  
So tief verborgen!

(„Vom Geiste der hebräischen Poesie“)